

ergeht ihm in der Stunde der Bewährung wie dem alten Bern, dessen Zeughäuser voller Kanonen standen: durchseucht von den Revolutionsparolen, ist als eindrucklichstes Beispiel diese stolze Republik – ich könnte auch Basel und Zürich nennen – trotz ihrer schlagkräftigen Armee zusammengebrochen, während das unvergleichlich schlechter gerüstete, arme Nidwalden dem Eindringling heroischen Widerstand geleistet hat.

Ich anerkenne das Bemühen um Universalität und Solidarität, solange es nicht zu einem preiswerten Buhlen um die Gunst der andern wird. Universalität als diplomatische Maxime lässt sich verfechten. Die Gefahr besteht, dass dieser Grundsatz in der Praxis zur Charakterlosigkeit verleitet. Ich begrüße auch die Entwicklungshilfe, solange sie nicht mit dem Hintergedanken einer Rendite erfolgt. Ich vermisste aber im bundesrätlichen Bericht die Förderung jener für den Bund bisher rühmlichsten Entwicklungshilfe, die unsere Schweizer Missionare, Lehrer, Ärzte beider Konfessionen seit Jahrzehnten in völlig uneigennütziger Weise leisten und die das Beste und Wahrste darstellen, was unser Land exportieren kann.

Mit dem heute Mode gewordenen Kotau vor der Kommission der Menschenrechte kann ich mich nicht befreunden. Ungeachtet des fehlenden Frauenstimmrechtes, das sich mit unseren demokratischen Traditionen des wehrhaften Bürgers geschichtlich begründen lässt, trotz der Ausnahmeartikel, die längst in der Verfassung gelöscht sein sollten, hätten wir schon heute ein Recht, dieser Menschenrechtskommission als höchst wertvolles Mitglied, ohne jeden Vorbehalt, anzugehören; denn es haben dort Mitglieder Einsitz, die lediglich die Konvention unterschrieben haben, mehr nicht.

Wie verhält es sich mit dem Bestreben, früher oder später den Vereinten Nationen beizutreten? Nachdem ich das Verhalten der Uno in Ungarn, in Katanga, im jüngsten Krieg zwischen Israel und Ägypten, das jeweilige Tauziehen im Sicherheitsrat als Folge des Vetorechts verfolgt habe, halte ich es für eine Chance, dass wir draussen sind und dieser doch höchst willkürlichen Rechtssetzung nicht unterworfen werden. Zu den Grundsätzen unseres Bundes gehörte es zu allen Zeiten, keine fremden Richter in unseren Grenzen anzuerkennen. Es genügt, wenn wir, wie es heute gehandhabt wird, unsere guten Dienste (aber nicht Blauhelme) zur Verfügung stellen, wo wir sie erfolversprechend einsetzen können.

Die Schweiz und Europa: Mit Beruhigung habe ich die gestrige Bemerkung unseres Herrn Bundespräsidenten vermerkt: «Unsere Bejahung Europas ist gepaart mit dem Bedürfnis zur Eigenständigkeit». Ich glaube, in bezug auf die Einigung unseres Europas haben wir Schweizer unsere Sternstunde verpasst. Sie wäre damals nach der grossen Zürcher Rede Churchills gewesen, als das vom Krieg zerstörte Europa am Boden lag und von unserem kriegsverschonten Lande nicht nur materielle Linderung der Not, sondern darüber hinaus eine wegweisende Tat zum Aufbau eines geeinigten Europas erwarten durfte. Mit unseren souveränen Kantonen, unserer Vielfalt von Kulturen, Bekenntnissen und Sprachen, sind wir ein eigentliches Klein-Europa, das damals hätte wegweisend sein können für eine föderalistische europäische Einigung, während jener Integration, wie sie sich im Europa des Gemeinsamen Marktes anbahnt, der Begriff eines Europas der Vaterländer, das unseren Traditionen am ehesten entsprechen würde, diametral widerspricht.

Unser Fehler war es, den Anschluss an Europa erst aus Marktgründen zu suchen. Ich wehre mich gegen die Degradierung unseres Landes zum blossen Markte. Wir

sind mehr und Besseres als das. Gewiss ist die Wirtschaft ein erstrangiger Faktor. Aber sie ist nicht Herrin, sondern dienendes Glied unseres Staates. Eine florierende Exportindustrie ist nicht identisch mit einer gesunden Volkswirtschaft.

Herr Bundespräsident Spühler hat das dornenreiche Problem der Überzahl der Fremdarbeiter gestern genannt. Kann eine Industrie, die nicht nur in bezug auf die Rohmaterialien, sondern auch auf die Arbeitskräfte sich in doppelte Abhängigkeit des Auslandes begeben hat, noch als «pièce de résistance» unserer Unabhängigkeit angesehen werden? Dürfen wir es einfach hinnehmen, gleichsam als unausweichliche Folge der technischen Entwicklung, dass unsere Industrie auf Kosten der Landwirtschaft und des Kleingewerbes mehr und mehr nicht nur die schweizerische Innenpolitik, sondern auch den Kurs der Aussenpolitik diktiert? Die zunehmende Verstädterung und Überbevölkerung des schweizerischen Mittellandes, vom Bodensee bis zum Genfersee, ist in höchstem Masse beunruhigend.

Es besteht auch die Gefahr, dass selbst unsere Schulen und Hochschulen einseitig in den Dienst der Wirtschaft gestellt werden. Der Akademiker wird zum wissenschaftlichen Handlanger der Industrie. Die Geisteswissenschaften aber liegen brach; Abschaffung der Lateinmatur für Ärzte! Was nützt der Eidgenossenschaft ein Heer von Forschern und Spezialisten, wenn sie, extrem ausgedrückt, über keine gebildeten Menschen mehr verfügt? Der gute Ruf, den der Schweizer seit langem im Ausland geniesst, beruht nicht zuletzt auf seiner Allgemeinbildung. Bildung aber lässt sich nicht an der Zahl der Akademiker messen. Es gibt höchst ungebildete Spezialisten und sehr gebildete Handwerker, Bauern und Arbeiter. Es gibt auch Herzensbildung, vor allem unter einfachen Leuten, und sie erst macht ein Volk achtens- und liebenswert.

Ich komme zum Schluss. Ich achte die Bestrebungen des Bundesrates, seine bewusste Bescheidenheit und den Ernst, mit dem er die grossen Probleme der Gegenwart in seinem Bericht umreist. Ich möchte nur bitten, ob all den erdrückenden Problemen das eine nicht zu vergessen: dass die Schweiz im gesamten Ausland nur in dem Masse Achtung und Geltung geniessen wird, in dem sie sich selber treu bleibt.

Ich habe im Juni 1940, in jenem letzte Woche hier im Rat beanstandeten Artikel, die Schlussfolgerung für die Haltung der Schweiz in einer veränderten Umwelt gezogen, und ich glaube, dass sie auch im Jahre 1968 noch volle Gültigkeit hat: «Vergessen wir nie, dass wir wohl geographisch ein Kleinstaat sind, nach unserer geistigen Sendung aber eine Grossmacht. Uns dieser hohen Aufgabe, Träger der christlichen Freiheit zu sein, weiterhin würdig zu erweisen, ist die Aufgabe jeden Schweizers in der Gegenwart.»

Franzoni: Il collega Vincent con la sua robusta voce di padre quaresimalista è venuto a questa tribuna a dire che questa non è un'ora storica, ed ha ragione. Del resto in questa sala nessuno ha affermato che questa è un'ora storica. È forse soltanto un'ora un po' più solenne, un'ora nella quale cerchiamo di vedere un po' più avanti. E del resto il collega Vincent che naviga in acque più alte delle nostre forse non ricorda che la storia svizzera ha conosciuto poche ore storiche così come lui le intende. La nostra è sempre stata una storia modesta, una storia di fatiche, qualche volta anche di successi e qualche volta anche di progresso sulla via del benessere comune. Io credo che sia meglio non conoscere quelle ore storiche che si co-

noscono nei paesi cari al nostro collega e che troppo spesso per essere storiche conducono con sé la violazione della libertà e della dignità umana. Io do un giudizio positivo sul programma di governo per quei motivi che qui sono stati ampiamente discussi e che sarebbe tedioso voler ripetere ora. Questo giudizio positivo non mi impedisce però di muovere qualche critica che vuol essere intesa solo come contributo alla discussione, come interrogativo posto al governo e forse come suggerimento per i futuri programmi che il governo vorrà sottoporci. E la prima cosa che mi ha colpito alla lettura del rapporto governativo è l'esaltazione del pragmatismo, esaltato come più alta dottrina dell'azione politica intesa come subordinazione assoluta del valore teorico alla capacità di azione pratica. Questa esaltazione è stata fortunatamente ieri messa un po' in sordina dalle parole del Presidente della Confederazione. Il governo afferma senza mezzi termini di essere pragmatico, quando dice che avvia «un discorso impregnato di pragmatismo e privo di voli speculativi». Io, cari colleghi, non ho mai capito quell'ossessione che abbiamo noi Svizzeri di proclamare urbi et orbi che siamo pragmatici. Se una ragazza ha delle belle gambe non va in giro a dire a tutti e a ripetere che ha delle belle gambe. E credo che nessuno, né in patria né all'estero, dubiti che noi Svizzeri camminiamo su un bellissimo paio di gambe pragmatiche. Io credo che fra lo stare con i piedi affondati nella terra e il darsi a voli speculativi vi siano altri atteggiamenti possibili. Alzarsi sulla punta dei piedi non vuol ancora dire volare verso la luna. Nell'aria piuttosto rarefatta del rapporto non si avverte quasi l'eco dei problemi che turbano gli uomini. E sarebbe stato forse interessante sapere che cosa il governo pensa di quel vuoto ideale che pare stia creandosi nel mondo occidentale in contrapposizione quasi a quello, in misura molto più ampia e già da lungo tempo, esistente nei paesi di osservanza marxista. Il governo ha detto che si preoccupa dell'inquietudine dei giovani, o l'ha detto piuttosto soltanto ieri, sempre per la bocca del Presidente della Confederazione. Ma non sarebbe stato interessante sentire dal nostro governo in che modo vuole procedere alla strutturazione nuova della vita universitaria e in che modo intende aprire il dialogo con gli studenti e con la gioventù accademica, all'infuori naturalmente di ogni forma di violenza e di anarchia? Mi chiedo infine se il pragmatismo non sia per noi tutti un incentivo al nostro egoismo personale. Il senatore Kennedy, la cui morte noi per discutibili motivi di protocollo non abbiamo ritenuto opportuno ricordare né in questa sala né al Senato, aveva detto che occorre molto coraggio e fiducia in sé stessi per affermare le visioni del futuro. Ed io sarei lieto se il governo nell'allestimento del prossimo programma volesse tenere conto del suggerimento di quest'uomo che tanto ha amato la libertà e gli uomini. Un altro punto che mi ha colpito è l'inflazione nel rapporto dei termini vaghi e delle parole che vogliono dire poco. Chiarire, esaminare più da vicino, attivare, attivare maggiormente, esprimere la speranza, attendere, sono questi i termini che ricorrono molto spesso nel nostro messaggio. È vero ed è chiaro che taluni problemi devono essere oggettivamente esaminati più da vicino ed altri devono oggettivamente essere attivati, ma si ha l'impressione che questi termini sono talvolta usati per mascherare una mancata intesa fra i membri del governo sulla soluzione di determinati problemi. È questa una cosa che capita a tutti i governi e forse in misura un po' maggiore all'nostro per la sua formazione collegiale e per l'appartenenza ad esso di rappresentanti di 4 partiti diversi. Ma avrei allora preferito che si fosse detto francamente che su

questo o su quest'altro punto il governo non aveva potuto trovare un accordo. Sarebbe stato rendere più leggibile il rapporto del governo. Per noi parlamentari è relativamente facile leggere fra le righe, anzi direi anche che è comodo, perché leggere fra le righe risparmia di leggere le righe, però lo stesso ragionamento non vale per il cittadino al quale questo rapporto governativo è pure destinato, così come ieri l'ha sottolineato il Presidente della Confederazione. Ed ora vorrei muovere molto brevemente qualche osservazione al capitolo degli obiettivi generali della politica di governo. Il rapporto, parlando delle caratteristiche fondamentali del nostro Stato, cita ad un certo punto il plurilinguismo e la diversità delle matrici culturali, ma non scorge però in tutto questo nessuna problematica aperta. Eppure la triplicità etnico-culturale è la radice più profonda del particolare assetto statuale del nostro paese. E il problema dell'equilibrio etnico interno ha pure un suo riflesso sul campo internazionale. Sappiamo che l'integrazione europea può celare un pericolo particolare di disgregazione per il nostro Stato, le cui tre componenti etniche saranno particolarmente sollecitate in senso centrifugo il giorno in cui oltre i nostri confini dovesse essere costituita un'unità sopranazionale. È chiaro che noi dobbiamo tendere a questa integrazione, ma è anche chiaro che dobbiamo abordare la tematica dell'integrazione progressiva degli stati senza dimenticare nel contempo la questione della solidità interna e vera del nostro Stato e la questione dei mezzi per salvaguardare questa solidità. Non voglio qui, colleghi, sollevare la questione del Giura; se ne è parlato assai in occasione delle domande di grazia. Ma credo però di poter dire che i voti favorevoli alla domanda di grazia, salvo quelli dati a scopo politico, e le astensioni vogliono significare un invito al governo federale a seguire più attentamente questa questione e ad intervenire, qualora fosse necessario, anche al di fuori e al di sopra delle competenze formali del cantone interessato. Ma non voglio dilungarmi su questo oggetto e voglio invece dire che sarebbe forse stato bene se il governo avesse indicato con quali mezzi intende contribuire più vivamente alla solidità della nazione in rapporto ai gruppi etnici minoritari, sia per quanto concerne la loro cultura e la loro lingua, sia per quanto concerne la loro vitalità economica. I gruppi minoritari etnici corrispondono in gran parte ai cantoni finanziariamente deboli. Il rapporto parla sì della perequazione finanziaria intercantonale, ma mi meraviglia che non abbia invece parlato di un'arma più facile, più pronta per l'uso che è quella prevista dall'articolo 46, capoverso 2, della nostra Costituzione, cioè una legge che deve essere emanata, poichè l'articolo costituzionale è imperativo, la legge che concerne il divieto della doppia imposizione. Si dice sempre che la doppia imposizione è regolata dalla prassi del Tribunale federale, e ciò è vero, ma è anche vero quanto l'on. Bourgknecht, già nel 1957, affermava in questa sala, dicendo che la questione della doppia imposizione non è solo una questione giuridica, ma è anzi tutto una questione economico-politica. La prassi del Tribunale federale permette troppo facilmente che i guadagni vengano imposti là dove essi non sono veramente stati conseguiti. E mi preoccupa infine di costatare come il rapporto dedichi poca parte alla difesa della lingua italiana che sta a cuore a noi ticinesi, e forse sta a cuore anche al collega Schwarzenbach, pur se non mi pare che egli nutra molta stima per il popolo italiano. Si può obiettare forse che questa della cultura italiana è una questione che rientra nell'ambito cantonale. Ma lo stato centrale non è forse esso stesso colpevole allorchè ad es. sul disciplinamento degli esami per la maturità federale dà

all'insegnamento della lingua italiana un posto inferiore a quello dell'insegnamento della lingua inglese? E che dire colleghi delle leggi che noi approviamo qui solo nel loro testo tedesco e francese, lasciando poi ad una commissione qualsiasi, alla quale del resto appartengo anch'io, di redigerle poi definitivamente? E mi interesserebbe sapere dal governo in che misura intende dare forza e sviluppo alla cultura e alla lingua italiana nell'ambito dell'istruzione universitaria e in modo particolare nell'ambito delle scuole federali che da esso dipendono. Il fatto che nessuno di questi problemi sia stato trattato nel rapporto è a mio giudizio una carenza grave e un motivo di preoccupazione per quanti nella convivenza e nella vitalità e solidità delle stirpi vedono l'elemento essenziale della Confederazione. Ed infine, uscendo dal mio tema, vorrei fare una brevissima considerazione su un altro argomento che mi sta a cuore e cioè quello del turismo. Il governo, e bisogna per questo felicitarlo sinceramente, dice nel suo rapporto che ha l'intenzione di esaminare l'opportunità di introdurre una norma costituzionale sul turismo e che ha pure l'intenzione di dare maggior sviluppo alla pianificazione dei centri turistici. Mi meraviglia però di vedere il turismo, questo fattore importante della nostra economia, confinato nel settore della politica economica interna ad appendice quasi della politica dell'agricoltura nei paesi di montagna. Infatti il turismo è trattato in questo rapporto fra l'economia delle foreste e il disciplinamento dell'industria dello zucchero. Credo che il turismo, parte preponderante del nostro bilancio di stato, meritava un miglior trattamento, un inserimento funzionale e strutturato nell'ambito del dipartimento del traffico, al quale per sua natura appartiene. Ho terminato così, signor presidente e signori, le mie brevi osservazioni sperando che dalla risposta del Consiglio federale non debba dirmi una volta di più che i consigli fanno più piacere a chi li dà che a chi li riceve.

Allgöwer: Wenn in einem ausländischen Parlament über die Regierungspolitik gesprochen wird, dann ist der Saal meist überfüllt, ebenso die Tribünen. Die mässige und wandelnde Besetzung unseres Rates beweist, dass offenbar das Thema nicht allzuviel Interesse findet. Und warum? Weil dieses Thema zum vornherein zu keinem Schluss führt. Ich habe den Eindruck, nachdem der Herr Bundespräsident und die Fraktionssprecher gesprochen haben, dass man im Grunde genommen immer noch nicht weiss, was man eigentlich will.

Die Motion Schürmann als Grundlage spricht von den «Richtlinien der zu befolgenden Politik». Daraus wird im Bundesrat eine «Regierungspolitik», also etwas anderes. Dann wird aber diese Regierungspolitik in der Einleitung der Botschaft wieder abgeschwächt, und man sagt, das sei dann doch keine verbindliche Regierungspolitik, sondern es seien doch wieder Richtlinien.

Auch die Sprecher der Fraktionen, zunächst der Freisinnigen, Herr Weber, haben versucht darzulegen, dass die «Unverbindlichkeit verbindlich» ist oder das «Verbindliche unverbindlich». Er hat von der Abhängigkeit des Parlamentes gesprochen, das dann doch wieder nicht abhängig ist, und hat schliesslich zu einem Bild Zuflucht genommen, diese Richtlinien seien ein «Scharnier» zwischen dem Bundesrat und dem Parlament. Das Scharnier bei einer Türe kenne ich, aber was soll dieses Bild in unserer Politik? Das ist mir nicht klar geworden. Interessanter war der Hinweis auf die Tatsache, dass nach dem sozialdemokratischen Parteitag vom letzten Sonntag neue Momente aufgetaucht seien. Nachdem jetzt eine «Reichtumssteuer» eingeführt werden soll, sei die Finanzpolitik zu überprüfen, so dass

eigentlich das Regierungsprogramm in diesem Punkt bereits überholt ist.

Der Sprecher der Sozialdemokraten, Herr Graber, hat ebenfalls versucht, uns zu sagen, was nicht gesagt werden kann; er hat von einer «déclaration d'intentions» gesprochen. Was das bedeutet, ist nicht klar geworden. Herr Graber hat Herrn Weber geantwortet, die Sozialdemokraten hätten als Bundesratspartei ein Recht auf Opposition, auf eine gewisse Unabhängigkeit. Er hat aber nicht gesagt, wie sich dies bei den einzelnen Punkten des Regierungsprogramms auswirken wird.

Ebensowenig Klarheit gewinnen wir aus der Stellungnahme des Sprechers der Konservativen, Herrn Furgler. Er hat von einem Kompass gesprochen – einem Kompass, der aber doch nur «halbverbindlich» ist. Meiner Ansicht nach und nach meinen militärischen Kenntnissen ist ein Kompass eine absolute Grösse, weil seine Nadel immer genau nach Norden zeigt. Wer den Kompass wählt, muss sich nach ihm richten, aber das will man doch wieder nicht, sondern lässt offenbar die merkwürdige Kompassnadel nach links oder rechts, nach Ost oder West abweichen.

Auch der Sprecher der Bauern und Bürger, Herr Tschanz, hat zwar ein Bekenntnis zum konservativen Staat abgelegt, hat sich gegen die EWG usw. gewandt, aber auf der andern Seite dann doch wieder seine Mitverantwortung angemeldet. Wo nun seine Mitverantwortung beginnt bzw. seine Ablehnung, das ist ebenfalls nicht klar geworden.

Sie sehen aus der Stellungnahme sowohl des Bundespräsidenten wie der Parteisprecher, dass wir heute noch nicht genau wissen, was man eigentlich will. Zur Ablenkung führt man einen Wortstreit und unterhält sich darüber, ob man «Richtlinien» sagen soll oder «Programm». Man hat sich darauf geeinigt, man sage lieber Richtlinien, weniger Programm. Nun wollen wir das mal philologisch untersuchen. «Programm» kommt vom griechischen *gramma*, das heisst einfach etwas aufschreiben, ein Wort, eine öffentliche Bekanntmachung. Es ist also keinerlei Stellungnahme. «Richtlinien» hingegen kommt von «richten», das Richtige zeigen; also sind Richtlinien im Grunde genommen sehr viel verbindlicher als ein Programm, aber das nur nebenbei. Auch der Wortstreit zeigt also eine philologische Unsicherheit.

Nun ist das Entscheidende, was Herr König heute morgen angetönt hat: in dieser Unsicherheit kommt zum Ausdruck, dass wir hier etwas Illegitimes machen oder – fröhlicher gesagt – eine «Jugendparlamentsübung». Wir stehen einfach vor einer Sammlung politischer Probleme und nicht mehr. Als Parlamentsvertreter müssten wir gemäss Verfassung selbst die Richtlinien festlegen. Wir sollten sagen, wie die Politik in den nächsten Jahren, wenigstens in unserer Legislaturperiode, gestaltet werden soll. Der Bundesrat könnte hernerseits Richtlinien aufstellen, woraus sich der Dialog entwickelte, den Herr Furgler gefordert hat. Da aber nicht klar gesagt wird, was man im Bundeshaus will, können wir als Parlamentarier auch nicht klar antworten.

Damit komme ich zum zweiten. Das ist die Frage der Beschäftigung mit der Zukunft. Ob ich Richtlinien oder Programm sage, ich muss mich mit der Zukunft beschäftigen. Auch der Bundesrat spricht von der «Schweiz von morgen»; aber dann macht er eine merkwürdige Wendung: Die Schweiz von morgen will er nicht etwa mit «Höhenflügen» einleiten, sondern auf dem «Boden der Politik». Was das für eine Logik ist, weiss ich nicht. Der Boden der Politik kann ja in der Zukunft, er kann auch

in der Gegenwart liegen. Es ist also überhaupt keine Alternative, die hier aufgestellt wird. Hingegen halte ich es für gefährlich, wenn man den Höhenflug der Politik gewissermassen desavouiert und sagt, man wolle «pragmatisch» bleiben.

Herr Bundespräsident Spühler hat in seiner gestrigen Einleitung etwas weiter ausgeholt, hat einige Zahlen genannt, wie sich der Bundesrat – oder seine Spezialisten – das Jahr 1980 vorstellen, bevölkerungspolitisch, wirtschaftspolitisch usw. Aber das genügt natürlich in keiner Weise. Diese Zahlen sind zu spät gekommen, sie hätten den Bericht bestimmen sollen, und sie genügen nicht. Die Beschäftigung mit der Zukunft ist im Zeitalter der Technik von entscheidender Wichtigkeit.

Heute ist diese Beschäftigung nicht mehr einfach ein Orakel wie in der antiken Welt, sondern sie ist zum Teil berechenbar geworden. Es gibt Zahlen, wie sie zum Teil Herr Bundespräsident Spühler genannt hat, über die Bevölkerung, über den Verkehr, über das Wirtschaftswachstum, über Wissenschaft und Forschung, über die Entwicklung im Ausland; kurz, es gibt berechenbare Unterlagen, die uns die mutmassliche Zukunft zeigen, wobei selbstverständlich Unsicherheitsfaktoren, besonders wegen der internationalen Entwicklung, bestehen bleiben.

Diese berechenbare Zukunft sollte selbstverständlich an den Anfang eines Regierungsprogrammes gestellt werden, und zwar in einer umfassenderen Form. Ich brauche diese Basis, um beispielsweise in der Verkehrspolitik nicht nur bei den Allgemeinheiten einer «Gesamtkonzeption» zu landen; ich brauche sie bei den Altersfragen, ich brauche sie bei den Bildungsproblemen, ich brauche ganz allgemein eine fundierte Darstellung dessen, was ich von der Zukunft erwarte.

Diese Fernziele finden Sie ja heute in allen Parteiprogrammen. Sie finden sie aber auch in ausländischen Regierungserklärungen immer am Anfang. Ohne diese Fernziele kann ich auch keine Nahziele bestimmen. Das ist das zweite, das fehlt, dass man die Stufen der Entwicklung nicht klarlegt, dass man nicht sagt: Als Fernziel haben wir beispielsweise eine Volksversicherung, aber bis zum Jahr 1971 können wir das und das erreichen; oder als Fernziel haben wir in bezug auf den Verkehr das und das, in zwei, drei Jahren können wir das erreichen.

Statt dessen flieht der Bundesrat in Allgemeinheiten – Allgemeinheiten, auf die sehr schwer zu antworten ist. Beispielsweise spricht jedermann von der Strukturreform der Landwirtschaft, aber jeder versteht etwas anderes darunter. Wir möchten, um echt diskutieren zu können, wissen, worin diese Strukturreform besteht. Ist dies nicht klar umschrieben, so kann weder eine Bundesratspartei noch eine Oppositionspartei zu einem echten Dialog ansetzen. Es ist darum auch nicht möglich – was in der Motion Schürmann gefordert ist –, eine Dringlichkeitsordnung mit klaren Prioritäten aufzustellen. Diese werden nur angetönt und bleiben unklar.

Es ist doch so, dass auch wir Schweizer versuchen müssen, das technische Zeitalter zu bewältigen. Man hat im Volk den Eindruck, dass unsere Staatsinstitutionen, die aus dem letzten Jahrhundert stammen, nicht immer genügen, um rasch und vernünftig zu handeln. Dieser Eindruck hat ja eigentlich auch zu diesem ganzen Regierungsprogramm geführt. Man will, offen gesagt, einem gewissen Malaise, wie das ein freisinniger Universitätsprofessor geschildert hat, begegnen. Die Bewältigung des technischen Zeitalters muss aber dadurch versucht werden, dass man sich ein klares Bild von der Zukunft macht und dann die Stufen bestimmt, auf denen man voranschreiten will.

Ich möchte kurz einige ganz konkrete Fragen stellen und wäre dankbar, wenn der Bundesrat sie möglichst konkret beantworten könnte. Aber ich möchte bitten, dass er nicht im Unverbindlichen und in Allgemeinheiten bleibt. Einmal die Erhaltung des Lebensraumes: Die Landesplanung ist auf Seite 17 nur «im Grundsatz» – wie es so schön heisst – angedeutet. Auch der Schutz von Luft und Wasser wird nur im «Grundsatz» angedeutet. Wir wissen, dass wir sehr schöne, wunderbar formulierte Verfassungsartikel haben über die Schönheit der Landschaft, über die Sauberkeit der Gewässer, über den Familienschutz usw. Aber wir möchten jetzt wissen, was mit diesen schön formulierten Verfassungsvorschriften geschieht. Wie wird das Geld aufgebracht, damit endlich unsere Gewässer in Ordnung kommen? Das wären die Stufen, die man uns auf Grund des bestehenden Verfassungsartikels in diesem Bericht hätte darlegen sollen.

Oder eine zweite Gruppe von Fragen: Jugend und Alter. Sie haben gehört, gerade auch vom Sprecher aus dem Tessin, dass für ihn Schule und Erhaltung der Italianità von grosser Bedeutung sind. Was kehrt der Bundesrat vor, um die Primarschulen zu verbessern, insbesondere bei den Kantonen, die über keine grossen Finanzquellen verfügen oder die eine sehr dünne Besiedelung aufweisen? Was kehrt man vor, um die Mittel- und Berufsschulen, nach denen gerufen wird, zu fördern? Was kehrt man vor, um die Altersvorsorge im Sinne des seinerzeit veröffentlichten grossen Berichtes durchzusetzen? Warum legt man uns für die 7. Revision der AHV nur eine derart unbefriedigende Vorlage vor, dass am Parteitag der Sozialdemokraten «die Pension für alle» (die der Landesring schon seit Jahren verlangt hat!) gefordert werden musste? Warum werden diese Dinge nur allgemein angetönt und nicht konkret dargestellt, wie der Weg aussehen sollte?

Oder: das grosse Gebiet der Verkehrsfragen. Die «Gesamtkonzeption» ist seit Jahren gefordert worden und ist ein Allgemeinplätz, der auch nicht mehr sagt, wenn er im bundesrätlichen Bericht wiederholt wird. Wir möchten wissen, wie der Ausbau der SBB in den nächsten drei Jahren geplant ist, wie die Kantonalstrassen subventioniert werden. Wie wird das Flugwesen ausgebaut? Alle diese Verkehrsfragen und die Konkurrenz der Verkehrsträger müssten dargestellt werden.

Oder das grosse Gebiet der Aussenpolitik, auf das schon einige Redner hingewiesen haben: Warum wird uns nicht konkreter gesagt, wie wir den Beitritt zur Uno vollziehen sollen? Welche Meinung hat der Bundesrat, damit die Diskussion einmal beginnen kann? Es hat doch keinen Wert, jedes Jahr wieder festzustellen, man bekomme jetzt dann einen Bericht, ob es überhaupt möglicherweise möglich sei, in die Uno einzutreten. Wir möchten jetzt einmal wissen, ist der Bundesrat in seiner Mehrheit dafür oder ist er dagegen; dann können wir nachher im Parlament darüber diskutieren. Genau so ist es mit der Entwicklungshilfe und mit dem Aussenwirtschaftsgesetz, das wir auch vermissen.

Oder nehmen Sie das grosse Gebiet der Wirtschaftspolitik. Wir haben eine jahrelange Konjunkturdebatte und einige Konjunkturerfahrung hinter uns; wir möchten etwas weitergehendere Ausführungen, als sie uns der Herr Bundespräsident gestern gegeben hat, nämlich wie nun die Wettbewerbswirtschaft funktionieren soll, wie man sich im Rahmen dieser Wettbewerbswirtschaft die Teuerungskämpfung vorstellt und wie man unser Land in der kommenden Zeit wirtschaftspolitisch führen will. Oder unser altes Lieblingsgebiet der Landwirtschaft: es genügt doch nicht, von allgemeinen Strukturreformen zu reden –

Herr Tschanz hat sich dagegen gewandt, dass die Reformen zu einer allzu raschen «Gesundsschrumpfung» führen sollen. Wir aber sollten wissen, was der Bundesrat konkret unter diesen Strukturreformen verstehen will, was in den nächsten drei Jahren geschehen soll, nicht nur mit dem Butterberg, auf den Herr König schon hingewiesen hat, sondern ganz allgemein.

Wir sollten schliesslich wissen, was mit unsern Freiheitsrechten geschieht. Wie denkt man sich den Schutz des Bürgers im Radio, im Fernsehen, Presse usw., wie ist es mit dem Frauenstimmrecht, wie ist unser Verhalten gegenüber allen Fragen, die wir im Zusammenhang mit der Menschenrechtskonvention lösen müssen? Und schliesslich die Finanzpolitik, auf die bereits hingewiesen worden ist: Nachdem eine grosse Bundesratspartei neuerdings eine «Reichtumssteuer» vorschlägt, ist es doch fragwürdig, ob die im Regierungsprogramm dargestellten Ideen überhaupt noch gültig sind. Ein Parteitag hat alles verändert.

Damit komme ich zum Schluss. Ich glaube, dieses Regierungsprogramm ist ein Irrtum. Unsere Verfassung legt die Richtlinien der Politik in die Hand der eidgenössischen Räte, und der Bundesrat kann diese Kompetenz nicht für sich beanspruchen. Das Parlament soll diese Richtlinien festlegen in einem Verfahren, das erst noch zu kreieren wäre. Vielleicht würde es sich empfehlen, zu Beginn einer Legislaturperiode über diese Dinge zu reden, was aus all den vielen Wahlversprechungen werden soll, wie man sich einigen und auf welche Fragen man sich in den nächsten Jahren konzentrieren könnte.

Wir haben ein Mehrparteiensystem in der Regierung, eine grosse Koalition, wenn Sie wollen, und diese kann sich ja nur auf ganz wenige gemeinsame Fragen einigen. Will man weitergehen, so droht die Gefahr nichtssagender Allgemeinheiten. Sie sind darum schlimm, weil sie das Bild der Zukunft verfälschen. Ein unverfälschtes Zukunftsbild, wie ich vorhin skizzierte, muss am Anfang stehen. Von dort ausgehend, komme ich erst zu den konkreten Forderungen und nicht zu «unverbindlichen» Verbindlichkeiten. Wenn wir den von Herrn Furgler geforderten Dialog wollen, dann muss zunächst die eine Partei sagen: Ich schlage den Zukunftsweg folgendermassen vor, dann kann die andere Partei einen andern Vorschlag machen, worauf der Dialog und die Klärung zustande kommen.

Aus all diesen Gründen, glaube ich, ist es richtig, wenn wir nach dem Antrag unserer Fraktion dieses Regierungsprogramm oder diese Regierungspolitik zurückweisen und verlangen, dass im Rahmen unserer Verfassung die Richtlinien festgelegt werden. Wir wollen nicht einfach unverbindlich diskutieren, zwei, drei Tage aneinander vorbeireden und am Schlusse keine Entscheidungen fällen. Wichtig ist nicht, dass wir miteinander in dieser unverbindlichen Form reden, sondern dass wir Gedanken austauschen und nachher zu wirklichen Abklärungen und zu Entscheidungen kommen. Der Vorschlag des Bundesrates ist nicht der richtige Weg.

M. Riesen: Vous me permettrez de vous soumettre quelques réflexions sur le chapitre consacré à la défense nationale dans le rapport concernant les grandes lignes de la politique gouvernementale.

La première remarque du Conseil fédéral, en ce domaine, selon laquelle il précise avec force qu'il est l'autorité exécutive en matière de défense nationale – ce terme devant être interprété dans sa conception globale – me paraît une des plus importantes. Elle reflète et confirme la volonté du gouvernement de poursuivre ses efforts dans l'esprit des

principes définis par la dernière réorganisation du Département militaire fédéral.

La conception de la défense nationale: Le rapport du Conseil fédéral fait une large place à l'organisation des troupes de 1961. A ce propos, il ne me semble pas inutile de préciser que, lors des délibérations du Parlement en 1960, la grande majorité du groupe socialiste s'était opposée à cette nouvelle organisation ou, pour le moins, aux principes énoncés par le message du 30 juin 1960.

D'autre part, nous rappelons la suite donnée par le Conseil fédéral à la motion Bringolf du 2 juin 1964, notamment dans son rapport du 6 juin 1966, relatif à la conception de la défense nationale.

Ce rapport apportait des corrections non négligeables aux principes de la réorganisation de 1961. Selon cette dernière, il s'agissait en effet «d'assurer, par des opérations militaires, l'indépendance de l'Etat et l'intégrité de son territoire». En 1966, on devenait en quelque sorte plus modeste et on admettait, dans le cadre de la nouvelle conception, que «l'armée doit, si la situation stratégique le permet, sauvegarder la plus grande partie du territoire ou, au moins, en tenir une zone limite.»

En 1960, on mettait l'accent sur la défaite que nous étions en mesure d'infliger à notre agresseur. En 1966, on le portait sur la nécessité de survivre à une agression.

Le rapport sur les grandes lignes me semble revenir en arrière; dans une phrase que nous pouvons lire à la page 9, il est dit: «Les mesures visant à maintenir la force combattive de l'armée continuent à être prises en se fondant sur l'organisation des troupes de 1961.»

Sur ce point, j'aimerais recevoir des éclaircissements. Je ne pense pas que la conception de 1966 puisse être considérée comme une simple adjonction à la réorganisation des troupes de 1961. On ne peut pas additionner ces deux éléments. Au contraire, je pense que la conception de la défense nationale de 1966 infirme, dans une large mesure, des principes énoncés en 1961. Donc, il serait plus juste de procéder à une soustraction, ou si vous voulez, à la correction de l'organisation des troupes de 1961 à la lumière de la nouvelle conception de 1966.

Le rapport du Conseil fédéral nous parle d'autre part d'une synthèse des études qui permettra de préciser la nature des risques que notre pays devrait affronter ces prochaines années, les conclusions de cette synthèse devant à leur tour nous permettre de mettre au point une conception générale de la défense nationale.

Ne risquons-nous pas ainsi d'être confrontés tout à coup à une pléthore de conceptions? Ne risquons-nous pas de ne plus savoir exactement où nous en sommes? Ne tombons-nous pas, une fois de plus, dans les exagérations du perfectionnisme helvétique?

Du reste, le message du 6 juin 1966 admettrait expressément que: «Toute conception procède d'idées qui évoluent avec le temps.»

Ces réflexions me permettent de demander s'il ne serait pas possible de faire l'économie des études coûteuses qu'implique le réajustement, quasi journalier, de la conception de la défense militaire à l'évolution qui se poursuit dans le monde? Ne pourrions-nous pas nous contenter de rassembler le matériel de documentation, afin d'être en mesure de procéder aux réadaptations nécessaires au moment où l'évolution générale l'exigerait vraiment? La prétention d'un ajustement continu me semble chimérique et surtout onéreuse.

Quant à l'intention du Conseil fédéral d'intégrer la défense militaire dans la défense générale du pays et de

réorganiser à cet effet le service territorial, notre collègue Bratschi l'abordera spécialement tout à l'heure.

Le problème des dépenses militaires: Avec satisfaction, je prends d'abord acte de l'intention du Conseil fédéral de maintenir la proportion actuelle entre les dépenses civiles et militaires. Mais cette satisfaction ne suffit pas; nous devons aller plus loin dans ce domaine. Je sais que par rapport à l'ensemble du budget, la part des dépenses militaires a régressé de 31 % en 1965 à 29 % en 1967.

D'autre part, il est question, dans le rapport du Conseil fédéral, de la nécessité de déterminer l'ampleur des moyens à mettre en œuvre pour assurer militairement notre sécurité et de confronter les exigences de leur réalisation avec les ressources du pays. Ce principe est juste; nous devons nous garder de vouloir mettre sur pied un appareil de défense militaire qui nous empêcherait d'assumer d'autres tâches, tout aussi importantes pour le maintien, à plus longue échéance, de notre intégrité et de notre indépendance.

Dans une telle perspective, je pense que nous ne pourrions pas nous contenter de maintenir la proportion actuelle entre les dépenses militaires et civiles – 30–70 % environ – mais que nous devrions nous efforcer d'accentuer le mouvement amorcé en 1965 et de réduire encore la part affectée aux dépenses militaires. Les tâches nouvelles qui attendent la Confédération – dont vous connaissez tous l'ampleur et l'urgence – plaident d'elles-mêmes pour une telle réalisation.

D'autre part, l'équilibre à l'intérieur des dépenses militaires mériterait aussi d'être revu. Le rapport du Conseil fédéral envisage la possibilité d'une guerre «totale», ce qui veut dire que la population civile sera menacée tout autant, si ce n'est plus, que les combattants. Actuellement, nous ne consacrons pas plus de 2 % à la défense civile sur les 30 % des dépenses consacrées à la défense nationale. A mon sens il s'agirait de modifier cette cote. J'y reviendrai tout à l'heure.

Enfin, notre Conseil a voté, il y a peu de temps, l'introduction de la clause référendaire pour les crédits qui seront, dans le futur, affectés à l'aide fédérale aux universités. Ne devrions-nous pas, dans ces conditions, réfléchir à la possibilité d'inclure une pareille clause dans les arrêtés relatifs à l'ouverture de crédits en faveur des programmes d'armement? A première vue, il me semble que le principe de l'adhésion à la défense nationale pourrait être renforcé, s'il était, le cas échéant, l'objet de l'approbation d'un vote populaire.

Instruction de la troupe: Dans ce domaine également, j'aurais aimé être mieux renseigné quant aux nouvelles méthodes d'instruction envisagées.

D'abord, il me semble évident que, malgré la technisation croissante des nécessités de l'instruction, la durée des écoles de recrue ne doit, en aucun cas, subir de prolongation.

Ensuite, la suppression générale des cours de landsturm pourrait être envisagée sans danger pour le degré de préparation militaire des intéressés. En effet, ce ne sont pas ces 15 jours de service, accomplis à l'approche de la cinquantaine qui vont augmenter, de façon sensible, l'aptitude de ces soldats.

Il s'agirait encore d'étudier dans quelle mesure il serait possible de réduire la durée ou le nombre des cours de landwehr. Ici également il doit être possible de réduire sans mettre en péril le potentiel défensif de l'armée.

Les préoccupations du Conseil fédéral relatives aux places d'armes ne m'ont pas échappé. Je regrette qu'en cette matière le gouvernement manque d'une vue prospective de l'ensemble du problème. Pour le moment, l'on ne m'enlèvera pas l'impression que le département militaire

se contente d'acheter des terrains selon les occasions qui se présentent, mais sans pouvoir se référer à un plan général pour l'implantation des places d'armes. Le sol suisse est trop précieux pour faire l'objet d'une telle absence de planification.

De plus, il me semble que les possibilités d'une utilisation plus rationnelle et plus intensive des places d'armes existantes devrait être étudiée d'une façon plus approfondie car, dans ce domaine, il semble que des résultats tangibles pourraient être atteints.

Défense psychologique: Le Conseil fédéral nous dit que la défense psychologique ne doit pas être négligée. On peut être d'accord à la condition que l'on admette que cet aspect de notre défense est une chose trop sérieuse pour être confiée uniquement à des militaires. En aucun cas, la défense psychologique ne devra se transformer en une propagande outrancière qui pourrait facilement dégénérer en méthodes d'intoxication collective ou de lavage de cerveau. De plus l'armée doit être absolument assez forte par elle-même pour pouvoir supporter ses contradicteurs. C'est pourquoi il ne faut plus vouloir classer parmi les mauvais citoyens et les défaitistes, ceux qui préconisent d'autres méthodes que les militaires pour assurer notre sécurité.

D'autre part, le Conseil fédéral pense instituer un service d'aide en cas de catastrophe. Pleinement d'accord. Il s'agirait alors d'étudier encore, dans ce cadre, la possibilité de créer un service civil qui permettrait de servir à ceux qui, pour des motifs honorables, ne peuvent se déterminer à l'accomplissement des obligations militaires usuelles.

Protection civile: Comme je vous en ai déjà fait part, la proportion des dépenses militaires par rapport aux investissements pour la protection civile devrait être revue. Ceci d'autant plus qu'il est patent que cantons et communes éprouvent des difficultés grandissantes à faire face aux obligations qui leur incombent dans ce domaine. Il me semble évident que l'ensemble du problème du financement de la protection civile devrait faire l'objet d'une nouvelle étude qui prendrait en considération les possibilités financières actuelles des communes et des cantons.

Défense nationale économique: On peut être d'accord quand le Conseil fédéral propose d'améliorer l'approvisionnement du pays en période de pénurie. On peut partager ses vues à l'égard du précieux concours que nous attendons ici de la part de l'agriculture suisse. Il me paraît tout aussi évident que le Conseil fédéral puisse avoir à sa disposition des moyens qui lui permettront de lutter contre l'accaparement des marchandises avant que la situation ne soit devenue trop critique.

Dans ce domaine de la défense économique, j'aurais en outre aimé que le gouvernement nous parle du problème de l'emprise croissante des capitaux étrangers sur notre économie. Comme vous le savez, les investissements des USA en Suisse se montaient à 1116 millions à la fin de 1965. Compte tenu de notre population, cela représente la plus forte proportion d'investissements américains dans les pays d'Europe. Depuis lors ce mouvement s'est encore accentué.

Il n'est pas rare de voir des sociétés américaines racheter des entreprises suisses avec l'aide d'emprunts dont nous avons autorisé la souscription sur notre propre marché. Il me semble que les implications de ces problèmes devraient aussi être étudiées dans le cadre de la défense économique.

En conclusion, je puis vous déclarer que mon accord de principe aux vues du Conseil fédéral ne m'empêchera pas de tenter, dans la mesure de mes moyens, d'infléchir la politique militaire dans le sens des réflexions que vous venez d'entendre.

M. Ziegler: Je me permets de formuler une proposition concrète concernant l'éventuelle adhésion de la Suisse à l'Organisation des Nations Unies.

Je ne demande évidemment pas au Conseil fédéral de prendre position maintenant sur un problème d'une extrême complexité. Néanmoins il me paraît justifié de demander à notre gouvernement d'entreprendre certaines démarches qui permettront de clarifier la situation et de dessiner un cadre exact à la discussion parlementaire à venir.

Les directives que nous discutons aujourd'hui nous annoncent, à la page 5, que le rapport du professeur genevois Guggenheim va être remis sous peu au Conseil fédéral, que le Conseil fédéral l'étudiera et que l'année prochaine, les Chambres fédérales discuteront à leur tour de ce rapport.

Ceci n'est pas suffisant. De son côté, le Conseil fédéral devra dès maintenant compléter par les démarches suivantes l'inventaire de nos relations avec l'ONU dressé par le rapport Guggenheim:

Le Conseil fédéral devra charger nos ambassadeurs d'explorer, par des démarches diplomatiques appropriées, sous quelles conditions les Etats membres de l'ONU – et notamment les grandes puissances – accepteraient l'entrée d'une Suisse neutre à l'organisation mondiale. D'après les spécialistes du droit international public trois possibilités se présentent aujourd'hui à la Suisse:

1. Nous pourrions demander aux grandes puissances une déclaration garantissant notre neutralité, comme un préalable à toute demande d'adhésion.
2. Nous pourrions entrer à l'ONU en faisant nous-mêmes une déclaration unilatérale de neutralité.
3. Nous pourrions enfin solliciter notre adhésion en demandant à l'organisation la garantie tacite que les articles de la charte qui concernent les sanctions obligatoires vis-à-vis d'un pays tiers ne seront pas applicables à la Suisse.

Ces explorations diplomatiques demandent du temps. Il serait bon que le Conseil fédéral y procède dès maintenant. Le débat parlementaire qu'on nous annonce s'en trouverait clarifié et son cadre pratique précisé.

En conclusion: Je me permets de faire une proposition concrète à Monsieur le Président de la Confédération et de lui demander de charger nos ambassadeurs d'une mission d'exploration, dans le sens défini tout à l'heure.

M. Baechtold: Deux sortes d'orateurs interviennent aujourd'hui: ceux qui profitent du message qui nous tombe de la coupole pour définir les intentions de leurs partis, et ceux qui se bornent à demander des précisions au gouvernement sur ses intentions à lui. Faute d'un mandat précis, j'appartiens nécessairement à la deuxième catégorie.

Ma première question, Monsieur le Président du Gouvernement, m'est rendue facile par vos déclarations d'hier soir. L'ONU, avez-vous constaté, absorbe de plus en plus le droit international public. Est-il exact que depuis que l'ONU groupe la quasi-totalité des pays, des conférences particulières en vue de la codification du droit international public paraissent de moins en moins nécessaires? La sixième commission de l'ONU ne s'est-elle pas déjà vu confier la préparation de projets de codification qui seront discutés devant l'assemblée de l'ONU sans que notre pays soit consulté, même une seule fois, à leur sujet? Renoncer à participer à la création du droit des gens, est-ce bien là, si j'ai bien compris, le deuxième terme de l'alternative devant laquelle nous nous trouvons placés?

Autre question. Parmi les arguments de ceux qui hésitent à voir la Suisse entrer à l'ONU figurent ceux relatifs au CICR. Selon certains avis, le rôle du CICR serait gêné dès le moment où la Suisse entrerait à l'ONU. Quel est le point de vue du Conseil fédéral à ce sujet?

Enfin, comme M. Vincent, je relève qu'après avoir affirmé que la neutralité suisse fait partie intégrante du droit des gens, le rapport du Conseil fédéral contient cette phrase énigmatique à la page 5: «En conclusion de ces considérations, la Suisse affirme son appartenance à la civilisation occidentale. Cette réalité implique certains engagements.» Comme M. Vincent, je pose la question: Quel est ce monde occidental? Le monde capitaliste en général? Quels sont ces engagements?

J'en viens à nos relations économiques avec l'étranger. Le rapport dit ce qui suit à la page 24: «Notre politique commerciale a pour premier objet de défendre et d'affirmer nos intérêts économiques à l'extérieur. Il s'agit avant tout de protéger les positions conquises sur le marché de l'industrie suisse d'exportation, de tenir compte des besoins particuliers des branches qui travaillent pour le marché intérieur et de l'agriculture.» Est-ce à dessein que notre politique commerciale est définie de façon aussi statique? N'avons-nous pas l'ambition, dans ce domaine, de faire plus que de protéger des positions acquises?

Un dernier mot sur nos relations avec le Marché commun. Notre politique à cet égard semble suivre actuellement une évolution rapide. En tout cas, les dernières déclarations du chef du département de l'économie publique en réponse à l'interpellation de M. Bieri, conseiller national, montrent que sa pensée à ce sujet a évolué. «Il s'agit de faire un nouveau pas en avant vers le Marché commun», a dit M. Schaffner, en même temps qu'il confirmait que la Suisse n'a pas retiré sa demande d'admission à ce marché. Or le rapport que nous discutons signale que la collaboration avec l'AELE sera poursuivie et que le Conseil fédéral vouera simultanément toute l'attention nécessaire à l'aménagement de relations avec la CEE. Cela signifie-t-il que le Conseil fédéral n'envisage pas, dans les quatre ans à venir, la possibilité de démarches directes de la Suisse auprès du Marché commun sans passer par l'AELE? Ne compliquons-nous pas la tâche de ce marché en engageant des pourparlers avec lui et avec les autres pays de l'AELE dont la géographie, pour ne parler que de cela, est totalement différente de la nôtre?

Le Marché commun ne nous accepterait-il pas plus facilement dans le cadre de démarches directes, franches et isolées de notre part? Cette possibilité est-elle réservée par le Conseil fédéral dans son programme de législature ou n'y avez-vous fait allusion hier, Monsieur le Président de la Confédération, que comme à une démarche de dernier ressort, une démarche à laquelle nous ne sous-cirions qu'avec réticence et qui serait naturellement interprétée comme telle par nos interlocuteurs?

Monsieur le Président de la Confédération, vous nous avez mis hier en garde à ce sujet contre les partis pris. Sans doute!

Mais notre pays va dépenser plus d'un milliard de francs pour lutter contre l'exode de nos cerveaux, pour les garder chez nous. Or le problème de nos universités n'est pas seulement d'ordre matériel. C'est aussi un problème de climat. C'est celui de l'espace dont auront besoin nos chercheurs et nos savants au sortir de nos écoles. S'ils veulent éviter l'asphyxie, il leur faudra une ouverture sur l'Europe, des contacts avec elle, des encouragements venant d'elle. Si l'effort fait par nos universités ne peut pas déboucher sur l'Europe, ce sera alors

l'exode vers l'Amérique. Tel est, selon moi, le dilemme. Tel est l'enjeu. Tel est le sens de ma dernière question.

M. Chevallaz: La démocratie directe est, sans doute, dans la perspective de l'absolu démocratique, le régime le plus juste. Elle n'est pas nécessairement le plus ouvert aux problèmes du temps, ni le plus efficace, ni le plus facile à gouverner. Ailleurs, sans doute, le peuple est consulté à l'occasion soit de plébiscites très occasionnels sur des problèmes généraux, ou, le plus souvent, d'élections parlementaires ou présidentielles. Il se prononce alors globalement, parfois confusément, sur des personnalités et sur une politique générale et leur confère un mandat restreint dans la durée mais efficace dans les pouvoirs. Ailleurs encore, et plus commodément, le gouvernement s'identifie à la minorité restreinte qui détient seule l'autorité soit par la providence des armes, soit par l'élan révolutionnaire – historique ou récent – qui l'a portée au pouvoir. Le gouvernement, alors, a la tâche facile. Il peut, sans trop de difficultés ni de craintes de réaction, élever ses impôts, conclure un traité ou renverser ses alliances. L'opinion publique est soigneusement mise en condition. Elle ne peut même pas être « exigeante dans ses souhaits » comme nous l'avons entendu proposer tout à l'heure. Elle suivra, tôt ou tard, bon gré mal gré, n'ayant de recours qu'en la révolution de palais, qui lui échappe, ou en la révolution tout court, qui présente, en ces régimes d'autorité, quelques difficultés techniques.

La démocratie directe, elle, a ses exigences, qui sont lourdes. Elle ne délègue qu'un pouvoir restreint. Elle ne signe pas de chèques en blanc. Elle entend décider de cas en cas. Elle peut avoir ses enthousiasmes, mais elle a plus souvent ses méfiances. Elle est gardienne de traditions. Or, si la tradition est une force, elle est souvent chargée d'atavisme, d'habitudes, de préjugés. Nous le mesurons dans la lente progression du suffrage féminin. Il faut faire œuvre, pour influencer la démocratie directe, de persuasion, de conviction patiente, je dirais presque œuvre de missionnaire. Cela particulièrement s'il s'agit d'expliquer notre position dans l'Europe et dans les affaires mondiales et de les faire comprendre et approuver par l'opinion publique.

On comprend donc – en dépit de leur caractère paradoxal – les craintes longtemps éprouvées par le Conseil fédéral, craintes qu'il exprimait dans son rapport de gestion de 1963 où il se refusait à définir un programme, et la préoccupation du gouvernement de ne pas déranger les habitudes en posant trop de problèmes. *Quieta non movere*. Mais cette prudence gestionnaire, aujourd'hui, ne saurait suffire. Elle serait même bien vite pernicieuse, néfaste, en maintenant le peuple dans une fausse quiétude, en lui laissant croire que la Providence, lui épargnant trois guerres européennes, l'a désigné pour une vocation particulière et pour une béatitude éternelle.

Or, il n'est pas, avec la Providence, de bail à perpétuité. Une situation parmi les nations se défend, se conquiert, se justifie, s'adapte à son temps. Notre neutralité s'est établie, de facto, dès le 16^e siècle, par la difficulté où les cantons étaient de se mettre d'accord sur une politique étrangère active. Bonaparte en 1803, puis les puissances alliées en 1815 ont considéré que cette neutralité – gardienne des passages des Alpes – étaient dans l'intérêt de l'Europe et l'ont garantie.

Cette justification stratégique de notre neutralité demeure sans doute dans l'Europe d'aujourd'hui et dans l'incertitude de notre temps. Elle détermine nos obligations militaires, une défense nationale autonome, libre à l'égard

de toute alliance, une défense nationale engageant le peuple, gardant à notre armée son caractère d'armée de milice, mais en faisant aussi une armée bien équipée, rajeunie, allégée de certains éléments de routine – nous l'avons souhaité ainsi, notre collègue Glasson ayant déposé une proposition dans ce sens –, une défense nationale assurant mieux la protection des civils, une défense nationale globale enfin concernant l'ensemble de nos activités.

Mais cette justification militaire ne saurait suffire, comme on ne saurait penser l'Europe ni le monde en fonction exclusive des éventualités stratégiques. La révolution technique de notre temps lie plus étroitement les pays de l'Europe et ceux des continents, dans une étroite et constante interdépendance – économique, financière, scientifique, sociale, informative, culturelle, politique même. Cette interdépendance, cette solidarité ne peuvent se développer par impulsions anarchiques, elles impliquent, au faite, une organisation des autorités constituées, des organismes installés au niveau de l'Europe et à l'échelle du monde, aussi nécessaires, aussi efficaces que le devinrent les Etats, à la fin du moyen âge, dominant les particularismes féodaux.

C'est une évidence dont nous devons prendre conscience, car il n'est pas certain que nous en ayons, dans notre opinion, totalement conscience. Nous ne saurions, quant à nous, demeurer l'arme au créneau d'un réduit national helvétique ou contemplant en philosophes narquois les vains efforts d'organisation de l'Europe et du monde.

Nous sommes dans l'Europe et nous sommes dans le monde. Nous sommes Européens – de tradition – par la diversité de nos cultures nationales et par notre vocation d'accueil.

Nous sommes Européens – et probablement déjà les plus intégrés des Européens aux côtés des Belges et des Hollandais – par notre dépendance des marchés extérieurs, par notre dépendance aussi, n'en déplaise à certains de nos collègues, du concours de la main-d'œuvre étrangère. Européens enfin, par une certaine communauté d'institutions démocratiques qui nous lient à nos voisins.

Or, le Traité de Rome fut accueilli chez nous, à son élaboration, par deux réactions contraires: l'une de scepticisme ironique – une certaine infatuation du Suisse moyen assis tranquillement sur sa prospérité et jugeant les autres –, l'autre d'effusion quasi mystique. Le Marché commun s'est aujourd'hui démystifié, mais il s'est aussi renforcé. Il n'est plus un pèlerinage fervent, généreux et confus: il est une démarche tenace, une négociation obstinée et réaliste d'intégration. Il est aussi une réalité et l'on peut estimer atteint ce moment que souhaitait voir avant de mourir Conrad Adenauer et où les fils de l'Europe seraient si bien mêlés qu'on ne saurait les défaire.

Nous ne pourrions d'ailleurs souhaiter l'échec du Marché commun sans préparer, dans le chaos européen, notre propre ruine. Sans abandonner notre droit de détermination, tenant compte des éléments de notre neutralité et des conditions particulières de notre économie, notre objectif doit être de rechercher avec la Communauté européenne mais aussi dans un cadre plus large, sans préjugés politiques, une intense et constante collaboration. Nous devons marquer une présence plus active, moins réticente, dans les institutions officielles, parallèles ou privées qui se vouent à la construction de l'Europe, et nous devrions notamment ratifier, malgré les réserves que nous sommes hélas obligés de faire, la Convention européenne des droits de l'homme.

Le pas à franchir pour notre adhésion aux Nations Unies n'est pas, à vrai dire, considérable. Ne collaborons-

nous pas déjà pour ainsi dire à toutes les institutions dépendant de l'ONU sauf à son assemblée générale? Il nous paraît cependant prématuré de franchir ce pas. Cela pour une raison d'opportunité d'abord, sans grandeur peut-être, mais réaliste; c'est que notre opinion publique, maîtresse des référendums, doit y être préparée, mûrie, par un long travail de persuasion, car nous ne pourrions pas, vis-à-vis des Nations Unies avec lesquelles nous entendons collaborer, nous payer le luxe d'un référendum négatif. Pour une raison de fond, ensuite, qui provisoirement nous paraît avoir de la valeur: les Nations Unies, malgré les quelque 120 Etats qui en font partie aujourd'hui, ne sont pas encore l'Autorité internationale incontestée et indiscutée. On peut leur reprocher, ici ou là, à tort ou à raison, une action partisane, un engagement intempestif. Il est donc utile, à leur action même, comme à la cause de la paix, que subsiste à leur côté, coopérant intensément avec elles, mais pouvant agir parfois, dans l'intérêt de la paix, là où elles ne peuvent pas agir elles-mêmes, une petite nation non engagée, neutre et disponible. Mais cette position particulière a ses obligations:

Cela exige, d'abord, que notre neutralité – la neutralité de nos relations d'Etat – soit universelle, intégrale, sans préjugé de régime ni formalisme excessif. Cela exige, ensuite, que cette neutralité soit disponible et active: au service d'une aide technique dont il nous faudra simultanément accroître l'efficacité et convaincre plus largement notre opinion de sa nécessité. Neutralité au service d'institutions qui peuvent la justifier, tel le Comité international de la Croix-rouge, ou d'autres actions privées analogues.

Une neutralité disponible pour des interventions d'urgence, non pas en opérations militaires de casques bleus qui nous engageraient à l'encontre de la neutralité dans des opérations que nous ne conduirions pas, mais bien dans des colonnes sanitaires ou en des détachements de génie civil ou de ravitaillement portant secours en des circonstances diverses.

Engagement actif donc, au service de la paix dans le monde, comme au service de la coopération européenne.

Mais si nous entendons bien, dans notre neutralité, servir les autres, cela signifie que nous devons être d'abord maîtres de nous-mêmes:

- indépendants dans nos déterminations politiques,
- à l'abri des pressions militaires, par une défense nationale globale et efficace,
- nous devons être forts d'une économie inventive, compétitive sur les marchés extérieurs,
- forts d'une grande cohésion intérieure, sociale et politique,
- forts enfin d'un rayonnement, plus généreux qu'il n'est actuellement, de notre science, de notre recherche et de nos cultures diverses.

Le Conseil fédéral, en définissant dans ce sens les grandes lignes d'un programme de législation, est sorti d'une très prudente et très longue réserve. Il a posé des problèmes. Il a défini clairement, fermement, raisonnablement, notre attitude en face de la collaboration européenne et de la coopération mondiale. Il a ainsi mis le parlement et le peuple en face de leur responsabilité, posément, sûrement, objectivement, sans nous conduire à la croisade, nous engageant dans la coopération, nous démontrant que nous sommes dans l'Europe et dans le monde. Il faut lui en savoir gré.

On a pris grand soin de déclarer ici que les lignes directrices ne lieraient personne, n'impliqueraient la res-

pensabilité de personne, même pas la responsabilité de ceux qui les ont élaborées: c'est presque un document académique, on serait tenté de dire presque un poème hors du temps. Je souhaiterais pour mon compte, avec la fraction radicale, que sur ce point au moins de la politique étrangère et de la défense nationale au sens le plus large, ces lignes directrices prennent une valeur d'engagement, de volonté et de responsabilité.

Bratschi: Ich spreche zum Abschnitt Landesverteidigung. Im Zusammenhang mit der neuen Konzeption der Gesamtverteidigung heisst es auf Seite 8 der Richtlinien des Bundesrates, in erster Linie gehe es darum, den Territorialdienst zu reorganisieren, wobei der Hauptpunkt die Anpassung der territorialdienstlichen an die politischen Grenzen sein werde.

Ich möchte nicht bestreiten, dass die Abstimmung der territorialdienstlichen Grenzen an diejenige der Kantone eine Neuerung ist, die eine bessere Zusammenfassung der militärischen und zivilen Schutzmassnahmen herbeiführt. Es scheint mir indessen heute das Hauptproblem nicht in organisatorischen Massnahmen zu liegen, wie diese Anpassung der Grenzen eine ist, sondern ganz einfach darin, dass die statische Organisation der Armee zur Unterstützung der Zivilbevölkerung, der Territorialdienst nämlich, wie die Parallelorganisation auf ziviler Ebene, der Zivilschutz nämlich, heute nur über völlig ungenügende Mittel verfügen. Soll der Territorialdienst seine Aufgabe in einem künftigen Krieg erfüllen können, so müssen seine Mittel personell wie materiell ganz wesentlich vermehrt werden, wenn nicht anders möglich, so auf Kosten der kombattanten Truppen.

Noch wesentlicher scheint mir die Verstärkung und der Aufbau einer kriegsgenügenden Zivilorganisation zu sein. Wenn dem Zivilschutz nach Ansicht des Bundesrates in seinen Richtlinien auf Seite 11 die Aufgabe zufällt, im Falle eines Konfliktes das Überleben unserer Bevölkerung zu sichern, so fällt dem Zivilschutz meines Erachtens im Rahmen der Gesamtverteidigung die wichtigste Aufgabe zu. Was nützen uns noch so schöne militärische Siege, wenn unser Volk diese Siege nicht überlebt? Zeigen nicht die Beispiele aus dem letzten Weltkrieg, dass besiegte Völker, auch wenn ihre Armeen noch so vernichtend geschlagen worden sind, 20 Jahre später besser daran sind als jene, deren Armee siegreich die Schlachtfelder verlassen haben? Das Bundesamt für Zivilschutz rechnet damit – und das scheint mir eine sehr wichtige Feststellung zu sein –, dass in einem künftigen Krieg die Verluste der Zivilbevölkerung bei ungenügendem Schutze hundertmal grösser sein werden als bei der Armee. Daraus gilt es Lehren und Konsequenzen zu ziehen. Betragen die Militärausgaben heute 28% der gesamten Bundesausgaben, so erreichen diejenigen für den Zivilschutz heute knappe 2%, wie das bereits Herr Riesen festgestellt hat. Vergleichen wir dazu den Aufwand der Gemeinden, denen nach Artikel 10 des Zivilschutzgesetzes die Verwirklichung der von Bund und Kanton vorgeschriebenen Massnahmen übertragen ist, so müssen wir feststellen, dass sich diese verhältnismässig auch finanziell stärker engagieren müssen als der Bund. Nehmen wir das Beispiel der Stadt Bern, deren Zivilbevölkerung infolge der besonderen Stellung dieser Stadt als Regierungs- und Verwaltungszentrum ganz besonders gefährdet ist: Für die örtliche Schutzorganisation, den Betriebsschutz und die Hauswehren muss die Stadt Bern allein rund 30 000 bis 40 000 Personen ausbilden, und zwar in dreitägigen Einführungs- und zweitägigen Wiederholungskursen. Bis heute sind nur rund 1000 Personen instruiert worden. Es fehlt an

Instruktionspersonal, an Instruktionsplätzen und Einrichtungen usw. Wollen wir ein Kriegsgenügen unseres Zivilschutzes in den nächsten 10 Jahren auch nur einigermaßen erreichen, so muss die Stadt Bern beispielsweise für die Ausbildungskosten und Instruktion der Bevölkerung sowie die nötigen baulichen Anlagen jährlich schätzungsweise über 6 Millionen Franken, ohne Beiträge von Bund und Kanton, aufbringen. Bei einem Ausgabenaufwand von 200 Millionen Franken jährlich bedeutet das, dass die Stadt Bern rund 3 % ihrer Gesamtausgaben für den Zivilschutz investieren muss; verhältnismässig also mehr, als der Bund mit seinen 2 % dafür ausgibt, der Bund, dem schliesslich die Landesverteidigung und damit auch der Schutz der Zivilbevölkerung obliegt.

Das Überleben unserer Bevölkerung im Falle eines Konfliktes zu erreichen, scheint mir – ich wiederhole es – die Hauptaufgabe unserer Gesamtverteidigung zu sein. Die Mittel, die man zur Erreichung dieses Zieles bis anhin eingesetzt hat, stehen in keinem Verhältnis zu seiner Wichtigkeit. Es besteht sowohl auf Bundesebene ein Missverhältnis, wenn 28 % der Gesamtausgaben des Bundes für die Armee und nur 2 % für den Zivilschutz ausgegeben werden, wie auch im Verhältnis Bund einerseits, Kantone und Gemeinden andererseits, wenn man in Betracht zieht, dass gewisse Gemeinden für die Zivilschutzaufgaben verhältnismässig mehr ausgeben müssen als der Bund.

Ich wäre dem Bundesrat dankbar, wenn er sich insbesondere dazu äussern könnte, wie er unsern Zivilschutz zu einer tragenden Säule unserer Landesverteidigung auszubauen gedenkt.

Ott: Ich möchte einige Worte zur zivilen Landesverteidigung sprechen.

Der Bundesrat schreibt in seinen Richtlinien, dass im Rahmen der zivilen Kriegsvorbereitungen die Aufgaben der psychologischen Landesverteidigung nicht vernachlässigt werden dürfen. Es wird nicht leicht sein, diese Aufgabe zu erfüllen, ohne dass eine Angstpsychose heraufbeschwört wird. Aber auch hier heisst es die Gefahren erkennen und die Möglichkeiten der Gefahrenbekämpfung zu kennen, da dies zur Beruhigung der Bevölkerung am meisten beitragen wird. Zu wissen, dass wir nicht wehrlos sind, ist das beste Mittel gegen Defaitismus. Es gilt auch, das Wissen zu stärken, dass das Kriegsfall-Überleben das wichtigste Ziel der zivilen Landesverteidigung sein wird. Das gilt sowohl für die psychologische Landesverteidigung als auch für die Aufgaben des Zivilschutzes selbst. Der Zivilschutz selbst, sei es auf dem Gebiet der baulichen Massnahmen wie auf dem personellen Gebiet, das heisst der Einteilung und der Verwendung der Bevölkerung in den verschiedenen Abteilungen des Zivilschutzes. Immer stösst man noch zu sehr auf Ablehnung, ja oft auf unverständliche Verneinung. Sicher sind Fortschritte erzielt, sind Anstrengungen unternommen worden, um für Verständnis zu werben; aber noch ist hier an Aufklärung viel zu tun. In den ersten Jahren wurde in der Frage des Zivilschutzes zuviel verpasst, man hat zu sehr aneinander vorbeigeredet. Es freut mich deshalb besonders, dass der Bundesrat in seinen Richtlinien auch auf diese Lücke hinweist; ich bitte ihn, auch hier seine Anstrengungen noch zu verstärken.

Dass für die zivile Landesverteidigung die wirtschaftliche Kriegsvorsorge ausserordentlich wichtig ist und für den Durchhaltewillen der Bevölkerung eine wichtige, wenn nicht sogar die wichtigste Rolle spielt, muss erwähnt und anerkannt werden. Es wird nicht nur Aufgabe des Bundes sein, die Sicherstellung der Nahrungsmittelversorgung zu gewährleisten, in Verbindung mit den grossen Organisa-

tionen auf dem Gebiete der Lebensmittelversorgung und der übrigen wichtigen Konsumgüter (ich nenne nur wenige: USEGO, VOLG, VSK, MIGROS, Denner und andere).

Im Kriegsfall wird es unter Umständen nötig sein, den Austausch wichtiger Güter auch unter diesen Firmen in die Wege zu leiten. Es würde dann nicht viel nützen, wenn an einigen wenigen Kreuzungspunkten grosse Lebensmittelvorräte gelagert sind, die Verteilung aber nicht funktioniert. Gewisse Produkte müssen auch vermehrt dezentralisiert gelagert werden. Im Kriegsfall selbst wird die Verteilung sowohl auf der Strasse wie auf dem Schienenwege sehr erschwert, wenn nicht ganz verunmöglicht werden. Daher nimmt auch die Bedeutung der Kleinverteiler auf diesem Gebiete zu. Der Bundesrat ist sicher gut beraten, wenn er auch diesem Problem seine vermehrte Aufmerksamkeit widmet, so wie er auch heute auf den immer noch bestehenden Mangel in der Stromversorgung hingewiesen und mehr Notstromgruppen verlangt hat. Unser schon weitgehender und bisher gut funktionierender Verbund auf diesem Gebiet könnte eben im Kriegsfall doch noch zusammenbrechen.

Dass der Bericht auf die Gefahr der Trinkwasserverschmutzung hinweist, habe ich mit Genugtuung festgestellt, denn dieser Sicherstellung muss ebenfalls grösste Aufmerksamkeit geschenkt werden. Ohne gutes Trinkwasser wird auch der beste Widerstandswille bald gebrochen werden. Was eine leistungsfähige Landwirtschaft dazu beitragen kann, haben wir heute ja schon verschiedentlich gehört.

Wenn das Überfremdungsproblem nun plötzlich unter dem Titel «Zivile Landesverteidigung» erscheint, dann stelle ich mit grosser Genugtuung fest, dass diese Frage nun nach und nach doch als gefährlicher erkannt wird, als es noch vor wenigen Monaten den Anschein hatte. Die grosse Zahl ausländischer Arbeitskräfte stellt die Gemeinden auch auf dem Gebiete der zivilen Landesverteidigung vor schwere Probleme.

Zusammenfassend sei betont: Unsere zivile Landesverteidigung hat jene grosse Aufgabe zu erfüllen, die dem sterbenden Winkelried in den Mund gelegt wird: Sorget für mein Weib und meine Kinder.

*Hier wird die Beratung abgebrochen
Ici, le débat est interrompu*